Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

211 (12.9.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Albert Geiger zum Gedächtnis

Zum 65. Geburtstag am 12. September

Von Dr. Carl Hessemer.

Die Ueberzeugung, es mit einem echten, und einem gegenwärtigsten Künstler zu tun zu haben, gibt uns den Mut, heute von Albert Geiger einiges zu sagen anläßlich seines 65. Geburtstages. Gerade jetzt muß dieser Meister künden, wie wir alle begreifen werden, von der Bitternis eines unter schärfstn Dissonanzen durchtönenen Daseins. Wir wollen nicht vorübergehen an seinem Vergänglichen, seinem irdischen Bild zunächst, das uns seltsam festhält. In der kleinen parkstillen Ecke einer Wohnung hat weihende Frauenhand dem Gedächtnis des Dichters eine Stätte gerichtet, umrauscht von welkgewordenem Lorbeer, gerahmt von den Bänderreihen seiner Werke und Entwürfe, worauf manchmal ein Sonnenstrahl ausruht — und inmitten dieser Feierstille, über dem mit Manuskript und Lektüre beladenen Schreibtisch, der Erinnerung an den Arbeitenden sinnig bewahrt, grüßt beherrschend neben dem Bildnis seines Genius Schopenhauer das eigene, von Künstlerhand gemalt, auf dem wiederum konzentrierender Mittelpunkt diese hohe Stirn mit den Augen voll unsäglicher Schwermut ist, Züge, die ganz lebhaft an Heine gemahnen müssen. Denjenigen, den diese tiefere Verwandtschaft von Seelen aufgeht, die sich in solchen lebendigen Zügen spiegelt als den Stätten von aller großen Menschen Weh.

Darauf sei aufmerksam gemacht. Anbei: Konnte es Zufall gewesen sein, daß Geiger sehr früh schicksalbewußt sich hingezogen fühlte zu Schopenhauer, sich ergeben hatte dem aufrüttelnden Wort auch eines inzwischen versunkenen Predigers in der Wüste? Nachdem der Student der Philosophie und Nationalökonomie aus diesem fundamenttiefen Born geschlürft hatte, fand er den inbrünstigen Genuß der Seelenschwere, sah er wie durch einen Zauberschleier alle Dinge leidvoll überkleidet mit der dunklen Decke der dunklen Ahnung: daß Tod allem Leben eingeboren sei, daß das Dasein sich ratlos tastet durch eine schauderhafte Nacht von Nichts und gähnender Leere. Erst in der letzten, ganz erwachten Lebensepoche bricht vor der Rätselhaftigkeit rings der geschlossene Mut durch alle Resignation hindurch. Nach den romantisch versponnenen Anfängen des Aestheten der Zeiten um die Jahrhundertwende wuchs und reifte der Mann dann, gerade in der Prosa, zu den Motiven und Dimensionen des Sozialen. Zu der zielvollen Uebergegensätzlichkeit des Lebens, das sich sinnvoll erst vollzieht und erfüllt im Ausgleich zwischen Einzelnem und Allgemeinem.

Wie aber konnte der sensible und offenstehende Mensch Geiger jenen zwingenden Erkenntnissen über Leid und Dasein Widerstand leisten, wie der Einsicht in alle Hoffnungslosigkeiten beikommen? Er mußte selbst ein Sein erschaffen — aus den Zwiespältigkeiten, mußte aus der bewußt gewordenen Schöpferkraft gesunden. Harmonie muß aus dem Werk zuerst aufstrahlen. Es wertete und schuf in ihm. Das Kunstwerk allein war es, darin es gelingen konnte, des Dissonanten Herr zu werden. Es gelang als Dichtung. Ihm war der elastische Griffel, die schmiegsam sehnige Hand eingeboren gegeben, Zartestes und Versunkenstes in wohlautvolle Verse zu fügen, eine Musik der Sprache anzustimmen, die wie Sirenensang in Bann zwingt. Die Lyrik war vornehmlich der Beginn und das Werden dieser profilstarken Erscheinung. „Duft, Farbe, Ton: und „Im Wandern und Stehenbleiben" hießen beziehungsweit zwei frühe Versbände.

Doch es handelte sich darum, nicht stehenzubleiben. Blieb auch das Timbre für die zarten Gebilde aus abwegig beschwingten Gebilden erhalten, tauchte es alles Gesehene und Ausgesprochene weiterhin und immer wieder in die feinen Tinten der Dämmerungen — den erkämpften Heroismus trieb es in stärkere Strömung: wagemutig gereifter sowohl, wie auch — resignierter, sich in tapferer Tätigkeit zu bewähren, ja zu sagen zum Dämon, frei zu werden gegenüber dem belastenden Grauen sinnlosen Welt-Seins: die schwer frachtenden Dramen „Blancheflur" und „Isolde", und weiter „Das Weib des Urica" weisen sehr nachdenklich hin auf diese Welt des Geschehens und der Schatten, des Wissens und Nichtwissens, woraus die Fatalität unseres Geschlechts sich gestiert. Und als Dramatiker fand Geiger sogar befreites, befreiendes Lächeln: in der „attischen" Komödie: „Das Winzerfest" triumphiert mächtig schallender Humor.

Mögen diese Werke mehr wohl noch Stadien, wenn auch best bezeichnende des Weges bedeuten, daher mehr privat ihm, seinem Dichterblid zugehören, so reiht Geiger sich ins allgemeine objektiv gültigen Schrifttums vollwertig ein in der Prosa. Geigers Romangestalten, die Menschen seiner Novellen endlich bändigen dieses ganze Arsenal antogonistischer Stationen in bunter Mannigfaltigkeit — und letzter Konzentration zugleich. Diese Menschen werfen blutvoll aus sich selbst heraus der Willkür von ihres Schöpfers Weltbild sich entgegen in ihrer Eigenwüchsigkeit und zwingenden Wahrheit. Hier rächt, hier bestätigt endlich sich das Sein. Es wird aus seiner unvollkommenen Wirklichkeit zwar herausgehoben, ins Wahre erhöht aber in der Gestaltung und zum philosophisch-dichterischen Manifest gesteigert in jedem dieser echten Menschen, die in sich das erleben: dies Sich-Stämmen gegen die finsteren Gewalten und Betörungen in einer vollendeten und vollendenden Wirklichkeit, siegend oder auch — unterliegend.

Gestalten wie Roman Werner (Sieg der Mutterliebe), Jutta (Liebsentsagung), Martin Straub (Künstlertragik), Der arme Hans (Enterbtenschicksal), Werke wie „Das Gärtlein des Lebens — das Gärtlein des Todes", „Passiflora" (in beiden dominiert die romantische Melancholie) und endlich wieder der siegbafte Roman „Mutter" (Motiv der Mutterseligkeit) — das letzte vollendete und dichterisch gedrängt angefüllte Werk — sie sind keineswegs „fleischgewordene" Theoreme und Extrakte blutleerer Grübelei und Sophistik, nein, ihre konkrete Seelenwirklichkeit, erschaut durch dieses mannhaften Dichters Auge, spricht aus sich selbst, sie sprechen aus ihrer eigenen Seinswahrheit heraus zu uns — Gegenwärtigen die allergegenwärtigsten Dinge und die gegenwärtigste Sprache — wieder und wieder und nahe bei uns als unsere, unsere eigenen Gestalten und unser eigenstes Schicksal.

Sie leben mit uns. Und damit künden sie — wovon? Es sei nicht vergessen: von ihrem Schöpfer, dem Dichter und Denker, dem Künder und Deuter Albert Geiger. Er lebt mit uns in ihnen. Erlebt in uns — und das darf wohl das Beste sein, was von einem frühe Hingegangenen an seinem Feiertage zu seinem Gedenken den Nachkommenden gesagt werden kann.

Münchener Relativitätslehre. Bei der Technischen Hochschule steigt ein Professor in der Straßenbahn ein. Der Schaffner geht durch den Wagen: „Noch jemand zugestiegen? Hat alles Fahrscheine?" Der Professor, der einen kleinen Koffer neben sich auf den Boden gestellt hat, löst eine Fahrkarte für sich. „Und der Koffer?" lauert der Schaffner. — „Da vorn sitzt doch auch ein Herr mit einem Koffer", erwiderte der Fahrgast, „und braucht auch nichts dafür zu bezahlen!" — „Ja", meint der Schaffner überlegen, „der hat ihn aber auf den Knien liegen. Damit wird der Wagen nicht mehr belastet." — „Das ist ja blanker Unsinn!" regt sich jetzt der Professor auf, „ob ich den Koffer trage oder auf den Boden stelle: jedesmal wird der Wagen damit belastet." — „Also, Herr", beendete der Schaffner die Debatte, „nehmen S' ihn nur schön auf die Knie, da kostet er nichts. Ich werd's schon wissen, ob er da den Wagen belastet oder nicht." Damit wendet er sich an den nächsten Fahrgast und flüstert dem zu, als er den Professor mit dem Kopfe schütteln sieht: „A Kreuz is mit de Gelehrten. In der Theorie mögen's ja ganz guat sein; aber der Blick fürs Praktische, der fehlt ihnen halt!"

Unterwelt der Jugend

Man hat sich, nachdem man die ersten Berichte mit Skepsis und stärkstem Erstaunen gelesen hatte, daran gewöhnt, daß auch Berlin eine zünftige Unterwelt hat, und daß sie in Ringvereinen straff organisiert ist.

Eine Sache, die noch phantastischer klingt und den Jugendämtern und Wohlfahrtspflegern und -pflegerinnen noch viel mehr Sorgen macht, sind die wilden Cliquen Jugendlicher. Man weiß viel weniger von ihnen als von den Ringvereinen; denn sie sind noch straffer organisiert; die Schweigepflicht wird viel energischer durchgeführt und sicherlich ihre Durchbrechung auch noch viel rigoroser geahndet. Diese jungen Menschen halten dicht und halten zusammen wie Pech und Schwefel. Um so gefährlicher ist die Existenz dieser Organisation. Nur mit Mühe und ganz allmählich ist es einigen wenigen in der Jugendfürsorge tätigen Menschen gelungen, dieses Material so weit zu sammeln, daß man sich heute ein annäherndes Bild der „Cliquen" machen kann.

Mehrere tausend Jugendliche sind heute in mehreren hundert Cliquen vereint. Jede Clique hat zwanzig bis vierzig Mitglieder. Sie alle sind in zwei großen Ringen vereint, einem Nord- und einem Südring, die im Grunde aber auch zusammengehören. Ihre Entstehung datiert — wenn man historische Präzedenzfälle nicht anführen will — von den Jahren 1915 und 1916 an. Damals verdienten die Jugendlichen unverhältnismäßig viel Geld, und fast alle ihre Erzieher waren im Felde. Um den Folgen, die sich daraus ergaben, zu begegnen, führte man die verschiedensten Zwangsmaßnahmen ein, Sparerlasse, Tanzverbote und ähnliches. Die Folge davon war, daß sich Jugendliche zusammenschlossen und in Dorfschänken zogen. Alkohol, Musikinstrumente und ihre Bräute nahmen sie mit. Das war der Anfang. Heute muß man Cliquen mit rein kriminellem Einschlag und solche, die das Wandern ernsthaft oder als Aushängeschild propagieren, unterscheiden. Meistens werden aber die Grenzen schwer zu ziehen sein, und in der Regel wird sich die Tendenz der einzelnen Clique nach der Art und Veranlagung ihres Führers richten. Denn der „Cliquenbulle", wie der Anführer offiziell heißt, ist der unbedingte Herrscher und bleibt es meist, solange er Mitglied der Clique ist. Eine wichtige Rolle neben ihm spielt der „Sittenbulle", der die Cliquen-Taufen und die Feiern zu veranstalten hat. Den Taufen geben bestimmte Aufnahmeproben voraus, die meist nicht nur Ausdauer, Wagemut und Mannbarkeit beweisen sollen, sondern auch recht oft, wie ein Jugendpfleger sich ausdrückt, „derart sind, daß man sich in einem Kreise wüster, ververser Lebemänner glaubt".

Zu den einzelnen Cliquen gehören bestimmte „Cliquenkühe", ein wenig schmeichelhafter Name für die „Bräute", die meist Allgemeingut der Clique sind. Gerade diese Frage aber hat den Cliquen viel zu schaffen gemacht, und infolge der dauernden, meist blutigen Streitereien um die einzelnen Cliquenkühe hat man zumeist die Mädchengruppen aufgelöst und selbständige Mädchencliquen gebildet. In letzter Zeit scheint man aber wieder zum „System der festen Bräute" zurückgekehrt zu sein.

Die einzelnen Cliquenbullen bilden zusammen eine Art Parlament, in dem allgemeine Fragen besprochen, Gesetze aufgestellt und Fahrten vereinbart werden. Dieses Parlament der Cliquenbullen wählt aus seinem Kreise den „Ringbullen", den obersten Herrscher über die Unterweltjugend. Er hat es aber, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht gerade sehr einfach und kann seine Macht nicht schon durchsetzen, wenn er eine starke Persönlichkeit ist, sondern erst dann, wenn er auch ein starkes und großes „Rollkommando" hinter sich hat.

Ueber die Cliquen mit vorwiegend kriminellem Einschlag weiß man naturgemäß am wenigsten. Immerhin hat man durch verschiedene Gerichtsverfahren einiges feststellen können. So erinnert man sich noch an die Verhandlungen gegen die wilden Cliquen „Tartarenblut Neukölln", den „Modderkrebs" und den „Nordring", Cliquen, die offiziell eingegangen sind, aber unter anderem Namen weiterleben.

Besser ist man über die **Wandercliquen** unterrichtet. Sie haben meist kostbare Fahnen, die manchmal hundertfünfzig bis zweihundert Mark kosten und in goldener oder silberner Handstickerei den Cliquennamen tragen, der gewöhnlich irgendwelcher Schundliteratur entlehnt ist. „Rinaldos", „Schrecken des Westens", „Apache", „Langes Messer", „Zigeunerliebe" und „Mädchenscheu" sind solche beliebten Bezeichnungen. Sie haben ihre eigenen Lieder, die meist nicht sehr salonfähig sind, ihre eigenen Kapellen, und der Knüppel des Tambourmajors ist eine besondere Attraktion. Diese Stöcke werden mit Vorliebe von andern Cliquen geraubt, und jede trägt ihren Namen darin ein. Je mehr Namen ein solcher Knüppel vereinigt, desto wertvoller ist er, und desto mehr ehrt er die Clique, die ihn gerade besitzt.

Alle Cliquen sind aber naturgemäß durchweg stark asozial eingestellt. Sie nennen sich selbst den „sechsten Stand" und wettern gegen die Gesellschaft, besonders gegen die Erzieher aller Art. Entsprungene Fürsorgezöglinge sind ihre größten Helden und avancieren bei ihnen sehr schnell zu Cliquebullen.

Eine Zeitlang hat sich besonders die Kommunistische Partei um diese wilden Cliquen bemüht. Sie gründete den „Roten Wanderring", dessen Aufruf mit den Worten begann: „Verwahrloste Jugend! Lausejungen! Zuhälter! Strolche! Diebe! Plünderer! . . . ." Aber dieser rote Wanderring ist bald wieder zerfallen. Man nimmt an, daß von allen rund sechshundert Jugendcliquen in Berlin höchstens zwanzig Prozent politisch interessiert sind. Den anderen genügt es, ein asoziales Leben zu führen. Aus ihnen nehmen die Ringvereine ihren Zuwachs.

Ein Stück Berliner Unterwelt, vielleicht ihre dunkelste und erschütterndste Seite. Denn wieviele von diesen Knirpsen der Tiefe werden wohl den Weg zurückfinden in die Gesellschaft, zurück in ein geregeltes, pflichtbewußtes Leben? . . . .

Mario Mohr.

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

46 *Nachdruck verboten*

Erschienen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Die Mistgabel erscheint einem an solchem Morgen zu schwer, und die Haufen, die ausgebreitet werden sollen, sind zu groß. Dem Spiel der weißen Nebelstreifen vor der Wasserscheide muß man doch von Zeit zu Zeit zusehen. Warum nicht? Dort, siehst du, dort, das sind die weißen Möchentauben vom Schreiner Wittich. Wenn die mal net der Habicht holt.

Hast dus gehört? Paß auf, Schneegänse ziehen. Dort, dort! Wahrhaftig! Dann werden auch bald am Bach die Wasseramseln und die Eisvögel sein.

Weil der Ulmenhofer gesagt hatte, er wolle dafür sorgen, daß die Faulenzer diesen Morgen fertig werden und unserem Herrgott die Zeit nicht stehlen, machte sich die Bäuerin nach einem Gang über den Hof und durch alle Ställe und Winkel über den Schreibpult her. Der Schlüssel war leicht zu finden gewesen. Hinter dem bemalten Tabakkasten auf dem rotbraunen Pfeifenbrett hatte er seinen ständigen Platz. Zu den Hundsbergäckern braucht man bis hin und zurück über eine Stunde. In der Stube war tiefe Stille. Hastig suchte sie zwischen den Papieren, Rechnungen, Steuerzetteln, kurzen Notizblättchen, fand aber nicht das, was sie wollte. Da war noch ein verschlossenes Kästchen, zu dem kein Schlüssel zu finden gewesen war. Sollte es nicht mit einer starken Haarnadel zu öffnen sein? Einer Scherenspitze? Doch sie kam nicht zu den Versuchen.

„Dorte!" donnerte der Bauer hinter ihr, daß sie zusammenschrak. „Was kramst d' in mein'm Pult?"

„Ich such 'n Kalender", entgegnete sie kalt und in selbstverständlich klingendem Ton.

„Ich will dich bekalendern!"

Und ehe sie es sich versah, schlug er sie heftig auf die Wangen.

„Hab ich kei Recht über unser Pult? Hast dann du das mitgebracht?"

„D' suchst was ganz annerster! D' warst, ich erfahr alles, bei d'm Babbenheimer im Haus. Schäm dich! Geschieht das noch mal, dann kannst d' dei Knoche im Schnupftuch zusammelese. Verstande? Ihr habt vom Briefschreibe geschwätzt. D' hast 'm gesagt, daß d' 'm 'm Brief geschriebe hättst? Das glaubt he net. Ich täts auch net."

Er lachte höhnisch und schleuderte den Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, zur Seite.

„Un nu willst 'm den Brief zeige? Daß d's nur weißt, ich hab 'n. Ich! Ja, ja, ja. Willst d' was?"

Mit der geballten Faust schlug er sich auf die Brust.

„Dorte, ich hab 'n!"

Das verletzte sie bis in das Innerste, und mit höhnischem Ton rief sie ihm entgegen: „Ich hatt 'm schon vorher ein' geschriebe."

„So? Da hast d' uns auch schon drin verrate?"

Er umfaßte mit seinen klobigen Fäusten ihre Handgelenke wie die Pflugsterzenden. Aber sie schüttelte sie ab.

„Gar nits hab ich verrate. Dann hätt he doch den Brief dem Gericht geschickt?"

„Wann mer 'n Ulmhof kriege kann, schickt mer niks dem Richter. Was stand in dem erste Schreibe?"

„Daß ich Dich freie tät, weil ich müßt."

„Warum müßt?"

„Weil du 'n Hof angesteckt hätt'st un die Versicherung bei so einer Brandstiftung nicks auszahle tät."

Vorsichtig war sie einige Schritte zurückgegangen. Doch ehe sie es sich versah, hatte er sie mit einem katzenartigen Sprung an der Kehle und bog ihren Kopf zurück, daß sie vor Schmerz aufschrie.

„Ich? Ich?" Der Schaum trat ihm vor den Mund. „Ich werf dich an die Wand, daß d' hänge bleibst! Du Strick, du Ausbund! Mei Bruder war im Kopp verrückt geworde. Alles wege dir. D' hätt'st 'n liege lasse un wärst zum Tanz unner die Wendebuche. Das hab ich 'm gesagt. D'r Deiwel sollt alles hole. Un aus 'm Bett war 'r un fort. Un wie ich 'n nachher wieder erwische tat, brannt schon der Dachstuhl. Wann das komme wär, was in dem Brief da steht, den ich abgefange hab, dann wär der Ulmehof heut net so stolz. D'r Babbenheimer? D'r Babbenheimer? An 'n Vagabund wollt'st d' den Hof un dich verschleudern. Der Hof is von mein'm Vater."

Unter diesen hastigen Worten rüttelte und schüttelte er sie hin und her.

„Un mei Geld hat 'n erst wieder hochgebracht. Dei Bruder un euer Vater ware Schuldemacher. Hie uf der Jagd und da uf der Jagd. Vor die Magd ei Schürz mit Blume un vor die Magd 'n samtne Hansjakob mit 'm seidene Fürtuch."

Und sie riß sich los.

„D' wollt'st den Brief dem Babbenheimer zeige?"

„Ja, das wollt ich," sagte sie tapfer.

„Daß 'r bestimmt erfahre hätt, daß d' ei groß Sau wärst."

Er spie sie an.

Die Bäuerin schlug ihm ins Gesicht.

Er erwiderte den Schlag.

„Was? Du? Da, hast d' das un das un das. Kei Wort mehr."

Seine Fäuste fuhren gewaltig auf sie nieder. Und dann drückte er ihr wieder die Gurgel.

„D' drückst mer die Strotte zu! Ach herrjeh."

„Noch 'n Schritt in dein'm Lebe zum Babbenheimer! Noch ein'n Schritt! Alle beide verreckt 'r dann."

„Ich krieg kei Luft! Kei Luft!"

Sie trat ihn gegen den Bauch.

„Was? Was?"

Der Bauer kannte sich nicht mehr. Wie ein wildes Tier warf er sich auf sie und drückte sie an die Wand zwischen den Fenstern, die nach dem Hofe gehen.

„D' willst mer 'n Ulmehof versaue, der von mein'm Vater un Ellervater is un dich kein Schwanz angebt? D' hast schon als Mädche niks getaugt. Alle Bursche hast d' uf die Hose geguckt. Mein Bruder selig hast d' auch so gefange mit Katzepfötche un Katzelecke! D' bist das Salz in der Supp net wert. Halt nur 's Maul."

Die Bäuerin war brandrot geworden vor Wut und Anstrengung, sich zu wehren.

„D' denkst, ich mach, was ich will," fing er wieder an. „Daß d' besser denke kannst, will ich d'r mei Meinung uffschreibe."

Mit diesen Worten schlug er wieder erbarmungslos auf sie ein, ließ sie fahren, riß den Tischkasten auf, wo das große Brotmesser lag. — — In ihrer höchsten Not ergriff sie den steinernen Wasserkrug, der auf der Fensterbank stand und alle Morgen mit frischem Wasser gefüllt wurde und schmetterte ihn dem Wütenden auf den Schädel, daß er wortlos zusammenbrach und das gefährliche Messer fallen ließ. Der Krug war zersprungen. Die Ulmenhoferin atmete befreit auf, beugte sich einen Augenblick über ihn, eilte dann in die Kammer und warf sich erschöpft auf das Bett. Mag nun kommen, was da kommen will!

Als nach ungefähr zwei Stunden die Knechte durchden Hausflur tappten, weil es Zeit für die Mittagsuppe war, erhob sie sich und ging nach vorn. Der Bauer hatte sich auf die rechte Seite gewälzt und sah sie mit irren, stark blutunterlaufenen Augen an. Wenigstens lebte er.

„Wie is d'r?"

Keine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg